Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **22 (1940)**

Heft 33

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 16. August 1940. Erscheint jeden Freitag 22. Jahrgang Nr. 33

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fiege A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:
Stadtmädchen helfen der Bäuerin (IV.)
Offener Brief an meine Frau
Tapfere Pariserinnen
Frauenhilfsdienst in England
Kartoffel in jeglicher Form
Maria Mitchell
Hilfe für Kinder im Kriegsgebiet

Wochenchronik

Inland.

Das mit wirklichem Aufatmen begrüßte Ereignis der Woche ist der nach langwierigen Verhandlungen nun endlich zustande gekommene Abschluß eines neuen **Verrechnungs- und Wirtschaftsabkommens mit Deutschland.** „Man stellt gerne fest", heißt es dazu in der bundesrätlichen Vernehmlassung, „daß die Verhandlungen in einem freundschaftlichen und verständigungsbereiten Geiste geführt wurden." Besonders hervorgehoben wird, daß durch das neue Abkommen für die Schweiz sehr wertvolle neue Arbeitsmöglichkeiten geschaffen werden und daß sich mit Deutschland nun ein Warenverkehr erwarten lasse wie man ihn bisher nicht gekannt habe. Insbesondere sollen auch die Kohlenlieferungen wieder einsetzen.

Glücklicherweise hat sich der **schweizerische Arbeitsmarkt** im Juli trotz der teilweisen Demobilmachung nicht wesentlich verschlechtert. Etwas zugenommen hat die Arbeitslosigkeit zwar in allen Berufen und namentlich im Baugewerbe, doch beträgt die Zahl der Arbeitslosen, wenn auch um 3940 mehr als im Vormonat, so doch immer noch 13,663 weniger als um die gleiche Zeit des Vorjahres. Die Gesamtzahl der Stellensuchenden bewegt sich um die 11,000.

Der seinerzeitige Beschluß des Bundesrates, an **entlassene Wehrmänner,** die nicht sofort Arbeit finden, fortan keine **Arbeitslosenunterstützung** mehr auszurichten, da es diesen ja frei stehe, jederzeit in den Dienst zurückzukehren, ein Beschluß, der wegen mancher damit verbundenen Härten damals viel Unwillen und Protest erregte — ist vom Bundesrat nun dahin abgeändert worden, daß dem Wehrmann zur Arbeitssuche fortan eine Frist von 14 Tagen eingeräumt wird, während welcher ihm die entsprechende Arbeitslosenunterstützung auszurichten sei.

Der **Zusammenarbeit der Parteien** auf eidgenössischem Boden hat nun auch der Vorstand der schweizerischen katholischen Volkspartei zugestimmt. Auf kantonalem Boden hat die solothurnische freisinnig-demokratische Partei den Auftrag erhalten, mit den beiden andern Parteien zur Schaffung einer überparteilichen Arbeitsgemeinschaft in Verbindung zu treten.

In Auswirkung des schweiz. Kommunistenverbotes sind dieser Tage vom Bundesrat einige **ausländische Kommunisten** ausgewiesen worden.

In der Nacht vom letzten Dienstag auf den Mittwoch mußte in Genf und im Jura Fliegeralarm gegeben werden, weil **fremde Luftgeschwader** schweizerisches Hoheitsgebiet überflogen. Zu Bombenabwürfen ist es indessen nirgends gekommen. Die fremden Flieger waren der großen Höhe wegen nicht zu erkennen. Später erfuhr man jedoch, daß bald nachher in Mailand und Turin Flugzeugwerke angegriffen wurden. Beim Rückflug wurde wiederum schweizerisches Hoheitsgebiet überflogen.

Vom 31. August an werden nun wieder die **Sonntagsbillette** in Kraft treten.

Ausland.

Die schon seit langem angekündigte **Großoffensive gegen England** scheint nun wirklich in Gang gekommen zu sein. Seit etwa einer Woche toben über dem Aermelkanal und der englischen Süd- und Südostküste die heftigsten und erbittertsten Luftkämpfe, bei denen die deutsche Luftwaffe so zahlreiche Verbände wie noch nie in diesem Kriege eingesetzt hat. Man erwartet aber den Einsatz von noch viel größern Formationen. England selbst ist voll ruhiger Zuversicht. „Für uns", sagte kürzlich Kriegsminister Eden, „hat der wahre Krieg noch kaum begonnen und wird für uns erst dann beginnen, wenn wir die Offensive ergreifen und den Feind auf dessen eigenem Boden angreifen. Auch wir wünschen eine neue Ordnung für Europa. Aber wir wollen eine Welt gemeinsam mit den andern Nationen, die ihre Geschicke frei lenken können. Es darf in unserm Leben und dem unserer Kinder keinen dritten Krieg mehr geben, wir wollen auch keinen halben Frieden, sondern einen ganzen zwischen freien Nationen. Wir kämpfen gegen die größte Tyrannei der Weltgeschichte."

Während in England der Kampf um das britische Mutterland, die „Schlacht um England" begonnen hat, hat mit dem **Angriff** der **Italiener** auf **Britisch-Somaliland** der Kampf gegen das britische Imperium, das britische Weltreich, eingesetzt. In Bälde dürfte auch ein Angriff auf den anglo-ägyptischen Sudan oder gegen Nordägypten als Vorstoß gegen den Suezkanal zu erwarten sein. Große italienische Truppenmassen sollen in Libyen bereits zum Angriff bereit stehen. Britisch-Somaliland ist an sich nicht sehr wertvoll, ist dagegen von großer strategischer Bedeutung für die englische Schiffahrt nach Indien und Australien, also für die Verbindung des Mutterlandes mit seinen überseeischen Tochterländern.

Daß **Japan** die gegenwärtigen Schwierigkeiten Englands nach Kräften ausnützt, haben wir bereits erwähnt. Ansonst dürfte es kaum wagen, seine Blicke auf das französische **Indochina** und das niederländische Indien zu werfen. Wahrscheinlich muß sich das geschlagene Frankreich dazu bequemen, sich den Japanern entgegenkommender und zur Errichtung von japanischen Stützpunkten geneigter zeigen, als dies unter andern Umständen der Fall wäre. Es verlautet, daß sich die Lage in Indochina immer mehr zuspitze und daß in Bälde der Kampf Japans gegen China sich auch von indochinesischem Boden aus abspielen werde.

Zwischen **Italien** und **Griechenland** ist ein ernster Konflikt von vielleicht unabsehbaren Folgen ausgebrochen. Auf albanischem (d. h. also nunmehr auf italienischem) Boden wurde ein albanischer Irredentist Dautoggia auf bestialische Weise ermordet. Italien behauptet: von griechischen Sendlingen, Griechenland dagegen: Dautoggia sei ein notorischer Brigant, der von der griechischen Polizei schon seit 20 Jahren für in Griechenland begangene Morde gesucht und nun im Streit von zwei Albaniern getötet worden sei. Athen ist sehr beunruhigt, weil die Art und Weise, wie der Zwischenfall in der italienischen Presse aufgezogen wird, befürchten läßt, daß Italien denselben zum Vorwand für weitere sehr ernste Schritte zu nehmen gedenkt.

Die **bulgarisch-rumänischen** und die **ungarisch-rumänischen Verhandlungen** werden von den eben genannten Ereignissen ganz überschattet. Der rumänische Ministerpräsident Gigurtu hat vor acht Tagen in einer öffentlichen Rede die Bereitwilligkeit Rumäniens zur Verständigung unterstrichen, zugleich aber auch an den Opfergeist nicht nur des eigenen Volkes, sondern auch der andern appelliert, ohne den ein Verständigungswerk nicht zustandekommen könne. Aber hieran scheint es hüben und drüben noch bedenklich zu fehlen. Die Verhandlungen gehen nicht so glatt vor sich, wie man hoffte, insbesondere haben sich die bulgarisch-rumänischen, die man nahe vor dem Abschluß glaubte, in unerwarteter Weise wieder versteift, wie man vermutet unter dem Drucke **Rußlands,** das Bulgarien zu weitergehenden Forderungen ermutigt. Gegenüber Ungarn zwingen die innerpolitischen Widerstände gegen jede weitere Abtretung die rumänische Regierung zur Zurückhaltung.

Fest stehen!

Ueber die Heimatwoche der Freunde schweizerischer Volksbildungsheime, 28. Juli bis 4. August in Casoja wird uns geschrieben:

Das Titelwort wurde, als Sinn und Zusammenfassung der Wochenarbeit, erst am Schluß von Fritz Wartenweiler ausgesprochen. Es stand aber als Leitspruch über dem Zusammenleben der 160 Kursteilnehmer — erfreulich viel jungen Mädchen und Frauen, bedauerlich wenig Männern — die dem Ruf der lieblich-herben Bündnerlandschaft gefolgt waren. Es stand über den Morgenfeiern, die **dank** des prachtvollen Wetters täglich im Freien abgehalten werden konnten; es mahnte und jubelte aus den alten Weisen, die unter Alfred Sterns Leitung ein-, zwei-, drei- und vierstimmig gesungen wurden. Es durchpulste die Vorträge und Referate, es stieg als Wunsch, als Bitte aus den vielen, oft mit Ungeduld gestellten Fragen, es hallte wider im persönlichen Gespräch. Waren doch die Menschen hergekommen aus Bergtälern und Städten, vom Webstuhl und von der Kanzel, aus Geschäft und aus Schulstube, um Festigkeit und Halt zu suchen in einer Zeit, die wie ein Sturmwind an allem rüttelt, was nicht niet- und nagelfest ist. „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde." Man wollte überprüfen, was bis jetzt der europäischen Katastrophe standgehalten hatte im Schweizerhaus, in unsern Einrichtungen, in der Welt unserer Gedanken und Gefühle. Man wollte das vorgjam gerettete Gut mehren und kräftigen, auf daß es auch weitere Katastrophen überdauere.

Unter den Referenten begrüßten wir alte, bewährte Stützen der Heimatwoche wie Ernst Frautschi, der vor 17 Jahren die erste Veranstaltung dieser Art im stillen Turbachtal ins Leben gerufen hat; wie Elisabeth Rotten, die seit Jahren ihr reiches Wissen, ihr fein geschultes Denken in den Dienst der Sache stellt. Einige christlichsoziale Bündner Pfarrer und ein paar junge, tatkräftige und zukunftsgläubige Förderer des Escherbundes brachten eine besondere Note.*

Wir fragen: Welches war die gemeinsame Basis, auf der man weiterbauen konnte? Wo dagegen wichen die Ansichten von einander ab? Wo herrschte Einigkeit? Wo zeigten sich Gegensätze?

Einig waren wohl alle in dem starken, mutigen und gläubigen Bekenntnis zur schweizerischen Demokratie. Die Schiller'schen Verse vom Rütlischwur: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern", waren das Ergreifendste, was der Chor uns beim machtvoll lodernden Augustfeuer zu sagen hatte. Sie tönten aus sichtbarer Nähe, jedem Einzelnen ins Innerste zündend. Einig war man in der Ablehnung der Erfolgsanbeterei, in der Bekämpfung jeder lähmenden Resignation, in dem Willen, sich den Tagesgewalten nicht zu beugen.** Der Abbau der Freiheitsrechte erfüllte die Gemüter mit banger Sorge. Wachsam sein, alles Positive, alles Demokratische in uns und um uns herum zu fördern und zu stärken, alles Undemokratische zu bekämpfen, machten wir uns zur täglich sich erneuernden Pflicht.

Ebenso eindeutig spürte man den Willen, Gegensätze zu überbrücken. Die Aufgabe, die sich die Volksbildungsheime, die Heimatwochen von Anfang an gestellt haben, die das vielseitige Schaffen Wartenweilers wie ein stilles Licht durchleuchtet in jeden letzten Winkel hinein, sie ist heute die Aufgabe schlechthin geworden. Jung und alt, Bauer und Fabrikarbeiter, Soldat und Offizier, sie müssen sich finden. Wie herzlich freuten sich alle des Briefes eines Mitarbeiters aus dem Militärdienst, der erzählte, daß auch die Soldaten ihre Heimatwoche haben:

„Soldaten und Offiziere sitzen hier am gleichen Tisch, turnen, baden miteinander und reden über gegenwärtige und zukünftige Aufgaben. Ich bin glücklich darüber und dankbar und werde zuversichtlich mutig weiterhin versuchen, meine Kameraden mitzureißen, anzuregen zur Lebendigkeit und zur initiativen Mitarbeit."

Man empfand es als beglückendes Zeichen der Zeit, daß die tatfreudigen, vorwärtsdrängenden Eschermündler sich dem erfahrenen Rat einer ergrauten Frau aus unserer Bewegung zugänglich zeigten, daß sie, die linksstehenden jungen Deutschschweizer, den Weg gefunden haben zu der welschen Truppe „esprit" und zu der katholischen „Entschiedung". Berechtigt der Zusammenschluß solcher Jugendbünde, von denen jedes fest in seinem Erdreich verwurzelt dasteht, nicht zu freudigen Hoffnungen? Nicht öde Gleichmacherei, nicht Einstampfung in die Masse, sondern Zusammenstehen in dem, was alle einigt. So hat es Pestalozzi gemeint, so, nur so konnte die Schweiz gerettet werden. Verbindung nicht nur durch gemeinsame Interessen, sondern durch gemeinsame Ideen.

Freilich: Auch der beste Wille zur Verständigung bewahrt nicht vor kämpferischer Auseinandersetzung. Er darf es nicht; ist doch im Geistesleben der Kampf das Element, das festigt und stärkt und unüberwindlich macht. Alles kommt darauf an, wie der Kampf geführt wird. Ob man hinter der Meinung des Gegners seine Gesinnung zu erkennen vermag, ob die Reinheit seiner Motive uns auch dort zum Respekt zwingt, wo Temperament und Leidenschaft ihn am liebsten bodigen möchten. Auch in Casoja gab es heftige Worte, ringende Hände, verständnisloses Kopfschütteln, schmerzliche Enttäuschungen. Am meisten erregten sich die Gemüter ob der Frage: Gewalt oder Gewaltlosigkeit. Sinn oder Sinnlosigkeit des aktiven Widerstandes? Darf man opfern ohne Aussicht auf Erfolg? Manche waren betroffen von der seltsamen Tragik, daß die, die noch vor kurzem alle Waffengewalt abgelehnt haben, sich heute zu deren Anwalt machen. Diese Fragen sind für uns Frauen, die wir einerseits nicht zum Gebrauch der Waffen gezwungen werden, anderseits die Folgen des Krieges tiefer und wuchtiger erleben, sicher unlösbar. Hüten wir uns vor jedem ketzerischen Hurrapatriotismus, aber auch

* Die Vorträge werden von den Referenten selber zusammengefaßt und den Teilnehmern und andern Interessenten zugänglich gemacht werden. Sie sollen uns hier weniger beschäftigen als die Art, wie die Zuhörer auf die vor ihnen entwickelten Ideen reagierten.

** Ein Aufruf der Gruppe „Neue Demokratie" gibt diesen Gedanken mutigen Ausdruck. (Zu beziehen durch Frau F. Wagner, Bruckfelderstr. 4, Basel).

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tür noch Riegel
Und dringt durch alles sich;
Sie ist ohn Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel
Und schlägt sie ewiglich.

Matthias Claudius.
(geb. 15. August 1740.)

Für Frau Eugenie Schwarzwald

Gestorben am 7. August.

Immer einmal wollte ich Dir diesen Brief schreiben, liebe Frau Genia, und heute, wo Du ihn nicht mehr lesen wirst, finde ich es nicht zu spät. Denn diesen Brief schreibe ich meinetwegen, so wie es vielleicht mit vielen Briefen geschieht.

Warum drängt es mich zu dieser schriftlichen Auseinandersetzung? Wohl deshalb, weil ein Dichter das Verborgenste und Aufschlußreichste niemals inmitten Vieler erkennt und weil er sehr oft der Fähigkeit des zusammenhängenden Denkens und Sprechens entbehrt.

Wenn es mich mit einer besondern Art von Heftigkeit zu Dir zog, so war es gewiß die Erkenntnis, einer Lebensfülle und Weisheit zu begegnen, die reicher und unmittelbarer strömte, als anderswo. Um Dich, Frau Genia, wuchsen keine Gemeinplätze und vor allem keine kleinen Gedanken. Von Deinem Krankenlager ging bis zuletzt ein Geist der Helle und der Stärke aus. Die Frage nach Deinem Erneben pflegtest Du mit einem kurzen und aufrichtigen „miserabel" abzutun. Damit war dieses Thema erschöpft. Denn Dein bejahendes Wesen verneinte die Krankheit. Sie paßte nicht zu Dir. Nie vorher erfuhr ich so eindringlich den Sieg des Geistes über das Leibliche. Aus der Harmonie geordneter Begriffe sproßte lebendig Fruchtbares und dies machte jede Stunde mit Dir zu einem schöpferischen Erlebnis.

Du verfügtest über einen Ueberschwang des Herzens, der hinreißend war. Dieser, sonst flüchtiges Geschenk der Jugend, machte Dich nicht blind gegen die Schwächen der Mitmenschen. Aber Du kümmertest Dich nicht darum, Du wischtest sie mit einer raschen Bewegung aus und hieltest Dich an das, was Dir gefiel. Nur solcher Lebensglaube befähigte zu den Lebenswerken, wie sie Dir gelangen. Ein wahrhaft demokratisches und soziales Bewußtsein machte Dich zu einer einzigartigen Pädagogin. Die im Jahre 1900 gegründeten „Schwarzwald-Schulen" bewiesen Deine warme Liebe zum Kind, nicht zum System. Die Wege, die Du einschlugst, waren von intuitiver Eigenart. Dir war alles erlaubt, weil Dein Grundzug Güte war. Deine weltweiten Verbindungen stelltest Du in den Dienst der charitativen Tätigkeit. So wurdest Du die Gründerin vieler Kinderheim- und Erziehungsstätten, von unzähligen Alters- und Erholungsheimen; aus der damaligen Notzeit herausgewachsener Gemeinschaftsküchen im alten Oesterreich und Deutschland.

Aus dem Vollen schöpfen, bestürmter und gefeierter Mittelpunkt sein, ruft alle Kräfte auf den Plan. Und dabei bleibt der Gebende fast immer der Beschenkte. Aber liebenswürdig bleiben, auch dann, von allem herabgt, ist der höchste Gradmesser. Das Geheimnis Deines Seins offenbarte sich aufs erschütterndste, als Dir nichts mehr verblieb als das eine: Dein großes Herz.

Dorette Hanhart.

Die Sternseherin Lise

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gelan
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur,
In Rudeln auch und aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit
Und funkeln rein und schön:
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann mich satt nicht sehn.

Dann saget unterm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt was Besseres in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust."

Ich werf mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn
Und sehne mich darnach.

Matthias Claudius.

Matthias Claudius

Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages geb. am 15. August 1740

(Schluß)

D. Z.-R. Diese seltene Harmonie durch viele Dezennien ungetrübt erhalten, erklärt auch das Einheitliche, Ganze, völlig Unproblematische in des Dichters Singen und Sagen. Zwölf Kinder hat Rebecca geboren. Er begrüßt seinen Sohn, noch ehe er da ist, in reizenden Versen, er nimmt jedes Kind als ein wahres herrliches Gottesgeschenk dankbar gerührt entgegen und besingt das Fest des Kinderkriegens. Er feiert den Durchbruch des ersten Milchzahnes und das Ausrupfen des wackelnden ausgedienten Zähnchens, er dichtet für seine Kleinen das „Lied hinter dem Ofen zu singen", „Der Winter ist ein harter Mann ..." In köstlichen Versen besingt er für sie David und Goliath und den Herrn Urian: „Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen ..."

Jeder Hausvater sollte nach seiner Meinung den Kindern Feste erfinden: Der Herbstling ist mit Bratäpfeln zu feiern, der erste Schnee, der erste Eiszapfen, der erste Rauhreif müssen zu festlicher Stimmung im Familienkreis verhelfen. Und dann die Geburtstage! Sein Entzücken an Kinderbriefen war damals auch ein neues Fest.

Wie Ludwig Richter uns in köstlicher Zeichnung einen bescheidenen Hausvater gezeigt hat, der seine singende Kinderschar um sich beim Klavier versammelt so müssen wir uns Matthias Claudius inmitten seiner Amseln und Drosseln vorstellen. Sein herrliches Klavierspiel hat ihm wieder Frieden und Ruhe geschenkt und ihn emporgetragen über die mancherlei kleinen Nöte, die ihm nie das Leben komplizieren und verdüstern durften. Wie echt war sein Entzücken an seinen liebreizenden Töchterlein. Den Mädchen hat er so manches hübsche Lied gewidmet.

Seine Frau Rebecca stand charakterlich so hoch und rein vor ihm, daß er in den Frauen überhaupt die bessere Hälfte der Menschheit besingt.

Geistige und religiöse Fragen hat er aber doch nur mit seinem Sohne besprochen. Briefe waren die ihm gemäßeste Form, um seinen frommen Gedanken Ausdruck zu geben.

Eine schöne Freundschaft verband ihn mit seinem späteren Schwiegersohn Friedrich Perthes, der, von ähnlichen Wünschen beschwingt wie Claudius, alle volkserhaltenden Männer in einer Zeitschrift zusammenschließen wollte, ein Unternehmen, das leider

vor der Versteifung auf Grundsätze, die dem gegenwärtigen Geschehen nicht standhalten können. Wenn irgendwo, scheint mir hier maßvolle Zurückhaltung, Vertrauen in die Führung unseres Landes und letzten Endes Gottvertrauen am Platze.

Feststehen! Im Sinne des Propheten Jesaja: „Wehe denen, die das Böse gut und das Gute böse nennen, die Finsternis zu Licht und Licht zu Finsternis machen, die bitter zu süß und süß zu bitter machen". Treu bleiben dem Geiste, aus dem heraus der Schweizerbund entstanden ist; kämpfen gegen die Feigheit; eine innere Haltung erringen, die uns unabhängig macht von allem äußeren Geschehen. Die Heimatwoche hat diese Kraft gestärkt; sie hat uns die Gewißheit gegeben, daß wir nicht allein stehen im Kampfe. Dafür sei ihr herzlich gedankt.

H. Stucki.

Stadtmädchen helfen der Bäuerin

IV.

Nachdem uns aus Bern, Zürich und dem Bündnerland junge Mädchen von ihren Eindrücken beim Helfen auf dem Lande schrieben, sei abschließend noch einer jungen Baslerin das Wort gegeben:

Früh morgens an einem Maientag versammelten sich im Dorfschulhaus in Riehen etwa 50 Schüler und 5 Schülerinnen der Mittelschulen von Basel. Alle sind mit dem guten Willen gekommen, den Bauern nach Kräften beim Heuet zu helfen. Nach kurzen, aufmunternden Ansprachen eines Gemeinderates und eines Lehrers führte man uns in unsere neuen Wirkungsfelder. Zu fünft langen wir bei unserm neuen Meister an. Kurz nach einem freundlichen Empfang rüstet man sich zum Kampf gegen das wuchernde Unkraut der Kartoffelfelder. Ich, als das einzige Mädchen, stelle mich hinter den Wasserstein, rüste Kartoffeln und helfe der Bäuerin beim Kochen für die 14köpfige Mannschaft (Bauer, Bäuerin, Sohn, Tochter, Dienstmädchen, Meisterknecht, Melker, Mähder, junger welscher Knecht, der da ist, um deutsch zu lernen, vier Gymnasiasten und ich).

Der Morgen ist bald vorbei; hungrig kommen alle nach Hause. Nach einem einfachen, aber kräftigen Mahl liest der Bauer einen Spruch aus der Bibel vor. Zufällig blicke ich auf, sehe, wie langsam, langsam der Kopf des alten Melkers tiefer und tiefer sinkt, bis er auf den verschränkten Armen auf dem Tisch aufschlägt. Man läßt ihn schlafen, er hat sein Ruhestündchen verdient, arbeitet er doch schon seit 5 Uhr morgens! — Nachdem das viele Geschirr abgewaschen ist, versammeln sich sämtliche Hausbewohner im Hof hinter dem Haus. Der Meister sitzt auf dem Traktor und müht sich heftig damit ab, ihn zum Fahren zu bringen. Der Knecht, der sich beim Traktor auskennt, ist im Militärdienst. So äußert nun jeder seine Meinung, bis das Vehikel endlich den Rank gefunden hat. Ein heftiger Ruck, und schon ist der Meister um den Miststock herum unsern Augen entschwunden.

Vreneli, die Tochter des Hauses, zeigt mir die Wiese, wo ihr Vater Gras mäht. Kaum sind wir dort angekommen, so können wir auch schon mit dem Zetteln beginnen. Endlos scheint die Wiese, deren saftiges Gras unter der Sense des Traktors fällt. Das frische Gras ist sehr schwer, die Arbeit anstrengend, trotzdem dünkt sie mich kurzweilig. Der Bauer ruft zum Vieruhrbrot. Gewiß haben wir den herrlichen Süßmost, das kräftige, selbstgebackene Brot und den Burespeck verdient. — Die große Wiese ist fertig gemäht; der Bauer geht nach Hause, denn er hat noch andere Arbeiten zu verrichten. Abends ½8 Uhr stellen Vreneli und ich befriedigt fest, daß die Hälfte der Wiese „gemacht" ist. Beim Abendbrot greifen wir kräftig zu. Ich verabschiede mich von sämtlichen Hausbewohnern und komme müde, aber zufrieden zu Hause an. Heute brauche ich nicht lange auf den Schlaf zu warten. —

Am nächsten Morgen wird die Wiese fertig gezettelt. Danach marschieren wir zu fünft auf den Wenkenhof. Dort wartet unser ein Kartoffelacker, den wir vom Unkraut befreien. Mittags mäht der Meister eine zweite Wiese. Wir zetteln das Gras und abends machen wir auf der ersten Wiese, deren Gras von der sengenden Sonne schon beinahe zu Heu geworden ist, Schöchli.

Schon drei riesige Fuder Heu haben wir so unter Dach gebracht. Eben sind wir an der dritten Wiese, deren Schöchli wir auseinanderzerren. Plötzlich fängt es an, heftig zu winden. Die eben mit Mühe zerstörten Schöchli werden wieder hergestellt. Wir arbeiten fieberhaft. Große, schwere Regentropfen fallen, die uns nach dieser drückenden Hitze Kühlung bringen. — Etwa die Hälfte der Wiese ist fertig. Es regnet immer heftiger, so daß es nun keinen Sinn mehr hat, aus dem übrigen, nassen Gras Schöchli zu machen. Wir schwingen die Heugabeln über die Schultern und schauen so rasch als möglich auf den Hof zu gelangen.

Meine Kameraden und ich studieren, was es wohl bei solchem Regenwetter auf einem Bauernhof zu tun geben könnte. „Nichts," meinen wir. Aber da haben wir uns verrechnet! Wir sollen auf einem Felde jedes eine Zaine voll „Turlipse" ausziehen. Turlipse? Was mag wohl das wieder sein? Wir finden das Feld und bemerken mit Erstaunen, daß Turlipse nichts anderes als Runkelrüben sind! — Unsere Zainen sind bis an den Rand gefüllt. Hansi, der Sohn des Hauses, kommt mit Netti, dem einzigen nicht dienstpflichtigen Pferd, und lädt die Zainen auf den Wagen, und auch wir dürfen aufsitzen. Schon sind wir am Ziel. Nun wird zuerst der Acker gut gedüngt. Was lese ich da auf dem Sack, aus dem der Knecht das Düngmittel nimmt? „Gegen Herzkrankheit der Rüben". Diese armen Turlipse tun uns wirklich leid, daß sie in ihrer unschuldigen Jugend schon herzkrank sein müssen! Der Pflug zieht einige Furchen und dann legen wir die Turlipse in gleichem Abstand auf die Erhöhungen der Erde. Nachher werden sie gesetzt. Bald haben wir es unserm Meister, bei dem dies in einem Höllentempo vor sich geht, abgeschaut. Unaufhörlich rauscht der Regen. Meine dünne Windbluse hält diesem Guß nicht stand. Wir alle sind naß, durch und durch. Wir sind froh, daß die Körbe rasch leer werden. Schließlich kommen wir hungrig auf dem Hofe an.

So läßt man mich nicht nach Hause gehen. Die gute Bäuerin ist in großer Sorge, ich würde mich erkälten. In einem Waschrock der Bäuerin, einer Pellerine von der Schwägerin und der Kapuze von Vreneli erscheine ich zu Hause. Jetzt fehlt nur noch, daß mich meine Mutter mit „was wüntsche Sie?" empfängt! —

Die Arbeiten aller darauffolgenden Tage sind dem vergangenen ähnlich: Turlipse setzen und wochmals Turlipse setzen. Wie sind zwar zum Heuet gekommen, aber bei diesem Regenwetter widmet man sich den armen, herzkranken Turlipsen.

Diese zwei Wochen bei den Bauern werde ich nie vergessen, da sie mir so ganz Einblick in das Leben der Bauern und in ihre schwere, harte Arbeit gewährten, und ich finde, es gibt eine schöne Gemeinschaft zwischen Stadt und Land, wenn auch die Stadtleute das oft nicht sehr leichte, aber gesunde Leben der Bauern kennen und schätzen lernen.

Verena J.

Offener Brief an meine Frau

Es gab Zeiten, meine Liebe, in denen wir uns gegenseitig aussprechen konnten. Damals — das war vor einigen Jahren — hörte jeweilen der Andere noch zu, stand Red' und Antwort, und manchmal gabst Du auch nach. Meistens gab ich nach, kurzum, man einigte sich irgendwie.

Dann kamen die Jahre, während denen Du mir eigentlich nur noch zuhörtest, auf das Thema jedoch nicht eingingst. Was ich sagte, drang Dir schon ins Ohr, verschwand aber sofort aus dem Kopf durch das andere Ohr. Ich ahnte dies damals noch nicht und gab mir alle Mühe, dem Haushalt mit guten Lehren beizusteuern, wie es sich für einen Gatten, der an seiner Frau und seinem Heim hängt, geziemt. Erst kürzlich fiel es mir auf, daß Du, nachdem ich volle zehn Minuten über das Thema „Platz machen im Haus" sprach, ohne weitere Verbindung über ein Programm, das in einem hiesigen Kino spielt, zu reden anfingst.

Ich bin überzeugt, daß Du schon während den zehn Minuten vorher an den Film dachtest und nicht an Deinen Haushalt — geschweige denn an Deinen Mann, der Dir doch helfen wollte. Das brachte mich auf den Gedanken, Dir zu schreiben.

Briefe, wenn sie meine Handschrift tragen, werden Dich sehr wahrscheinlich auch nicht mehr interessieren. (Vor fünf Jahren noch war das anders, aber an diese Zeit wirst Du Dich kaum mehr erinnern.) Aus diesem Grunde lasse ich Druckbuchstaben Dir das mitteilen, das ich Dir sagte, ohne daß Du es hörtest.

Obwohl dies ja eigentlich nur für Deine Ohren berechnet ist, geht es leider nunmehr nicht umhin, daß auch andere Frauen diesen Brief lesen werden. Vielleicht werden mir Männer, die in ähnlichen Verhältnissen leben, dankbar dafür sein. Vielleicht aber lade ich mir dadurch eine Menge Haß auf, und erlaube mir deshalb, meinen Namen zu verschweigen. Du allein wirst bestimmt merken, daß es Dich angeht und die vielen Andern, die den Brief an Dich lesen, kann es einerlei sein, in welcher Ehe der Gatte seiner Frau via „Schweizer Frauenblatt" schreiben muß.

Nein, meine Gute, ich bin nicht „unter die Schriftsteller" gegangen, wie Du mir bestimmt in einer höhnischen Bemerkung sagen wirst. Ich bin ein stilungewandter Mensch, der sich einfach auf diese Art zu wehren versucht. Das ist alles.

Platz machen! Du weißt, daß wir darüber sprechen. Immer klagst Du, Du habest zu wenig Platz, man müsse in ein größeres Logis umziehen. Dabei ist Dir doch bekannt, daß unsere Verhältnisse es heutzutage kaum gestatten, noch mehr für die Wohnung auszugeben.

Immerhin hast Du recht: In Kommoden und Schränken wird es zu eng. Der Bedarf der Familie wächst mit dem Alter der Kinder. Bücher werden angeschafft, Kleider, Sportgeräte, Noten — die Dinge wachsen, der verfügbare Raum aber leider nicht. Darin liegt die häusliche Tragik des Platzmangels.

Daran, daß die Menschen aber auch vielen Dingen entwachsen, daran hast Du nicht gedacht. Aus Pietät oder Zeitmangel — meistens ist es ja eine Ausrede — bleibt vieles im Kasten, was längst nicht mehr hinzugehört und nur den Raum für Notwendiges sperrt. Wozu beispielsweise die alten Zeitschriften, in denen seit Jahrzehnten niemand mehr liest? Warum hast Du sie nicht bei der Papiersammelaktion freudig abgegeben? Oder warum schenkst Du sie nicht einem Spital oder einer Strafanstalt, wo sie armen Menschen herzliche Freude bereiten? Um wie viel sinnvoller ist das, als sie ein Regal im Bücherkasten einnehmen zu lassen, das man für Werke benötigt, in denen man wirklich liest. Und die alten Briefe, in denen man „einmal" blättern wird — vielleicht! Die Ansichtskarten, die man nie wieder anschaut, Kinderspielzeug, das so viel Glück in die Stuben der Armen bringen könnte — weshalb das alles aufbewahren?

Zugegeben, irgendeine Erinnerungs-Lade kann ja erhalten bleiben. Sonst aber sollte man für Unerläßliches Platz machen. Du als Hausfrau solltest es doch wissen: was bei der Frühjahrsreinigung nicht gleich in Angriff genommen wird, bleibt das ganze Jahr über liegen. Vielleicht kann man irgend einem Kasten ein Fach aufsetzen oder innerhalb eines Kastens ein Fach einbauen. Oder hast Du je daran gedacht, unterhalb des Fensters einen Kasten hinsetzen zu lassen? Auch der würde Raum ersparen. Und Platz machen.

Und sieh' Dich doch einmal im Kleiderschrank um. Brauchen wir wirklich alle diese vielen Kleider" Oder in der „Resten-Schublade": sind alle Kleider, von denen dort Resten sorgsam aufbewahrt werden (bis die Motten kommen!), noch vorhanden? Mache doch auch einmal im Schuhkasten und unter den alten Hüten Generalmusterung. Ab mit allem, was nicht mehr getragen werden kann!

Wenn Du im Herbst die Sommersachen auf den Estrich versorgst, kannst Du dann nicht vieles, was nicht im Augenblick benötigt wird, hinzupacken? Ist es nicht zweckmäßiger, einmal im Winter auf den Estrich zu gehen, als sich immerwährend Platz wegnehmen zu lassen? Im Keller stehen unzählige alte Flaschen — willst Du ein Weingeschäft eröffnen? Nein! Dann verkaufe sie doch.

Und Deine alten Briefe und ganz alten Rechnungen — weg damit! Mach' Platz! Denke daran, daß man leichter lebt und viel Zeit spart, wenn die Wohnung und das Leben weniger beschwert sind.

So wie ich dich kenne, wirst Du diesen Brief, ohne einen Buchstaben zu überspringen, von Anfang an durchgelesen haben, weil Du immer noch eine Skandalaffaire einer lieben Mitschwester witterst. Dabei ist es nichts anderes als das Zeugnis einer kleinen häuslichen Meinungsverschiedenheit, das mit dem Zweck geschrieben wurde, Ordnung zu schaffen.

Auf Erfolg dieses offenen Briefes hofft

Dein bekümmerter U. B.

Tapfere Pariserinnen

Die Frau ist durch Generationen hindurch Trägerin und Hüterin der traditionellen Tugenden, der Sitten und der speziellen Werte einer Nation.

Ein lebendiges Beispiel dafür, das seinesgleichen sucht, hat die Französin und ganz besonders die Pariserin in diesen stürmischen Tagen erbracht, und das, trotzdem speziell ihr, mehr noch als ihren Schwestern in anderen Landesteilen, vielfach Leichtfertigkeit vorgeworfen wird. Als das schmerzliche Nachspiel der Flüchtlinge auf den überfüllten Straßen, in den vollgepfropften Zügen auf unbestimmte Zeiten begann, stachen die Pariserinnen unter allen anderen heraus. Sie hatten eine eigene Art, ihren Rucksack zu tragen, ihr Kopftuch auf den Haaren zu knüpfen, welches spontan den kleinen ketteten Hut ersetzte, in großen Schuhen mit niedrigen Absätzen zu marschieren. Das gab, aufgezwungen durch die harte Notwendigkeit der Stunde, den Anschein einer neuen Mode, die eines gewissen Reizes nicht entbehrte.

Dann kam das monotone, tägliche Leben im übervölkerten „Unterschlupf" der Provinz, wo man unversehens kampieren mußte, wo es galt, das Wohnproblem und die Wiederverproviantierung zu lösen; plötzlich tauchten auch brennende Fragen der Existenz auf. In diesen glücklich erwischten Wohnstätten, in Wagen, die in Wohnungen umgewandelt waren, in Zimmern, die zugleich als Salon und als Schlafsaal dienten, wußten die Pariserinnen ihr Privileg, die Eleganz, hineinzutragen. Die Sorgen um den Haushalt verhinderten sie niemals, ihr improvisiertes Heim mit Feldblumensträußen, die sie auf der Durchreise gepflückt hatten, zu schmücken. Mit einem Stück Stoff, für wenige Sous auf dem Markt gekauft, verstanden sie es, einem banal „möblierten" eine persönliche Note zu geben, es zu einem zum Ausruhen einladenden Interieur zu gestalten. Die Kleider ihrer Kinder sehen immer frisch gebügelt aus, und sie selbst gehen sich so nett, als ob sie über alle Bequemlichkeiten des eigenen, gut eingerichteten Heims verfügten.

Sie beklagen sich nicht über Arbeiten, die sie früher dem „Mädchen für alles" überließen, die sie aber heute selber machen. Sie machen daraus einen „Sport". Mehr als je stricken sie in ihren Mußestunden; sie suchen sich damit die Kleider, die man in der Hast der Abreise zufolge der Unmöglichkeit, viel Gepäck mitzunehmen, zurücklassen mußte, auf anständige Art zu ersetzen. Im Park von Vichy, beim Anblick der berühmten Quellen des Hospitals, sowie in den Anlagen der ruhigen Städte der Provinz und auf den Plätzen der Dörfer stricken die Pariserinnen. Sie stricken in den Autocars, die unter sich Teile eines durch das Gewitter zerstörten Paris zusammenhalten.

Augen, um nichts zu sehen, Ohren, um nichts zu hören... Dieser klare Wille, der durch den Sturm zerrütteten Existenz einen normalen Gang zu geben, hat etwas unendlich Erquickendes. In einer zerrissenen Gegenwart ist er eine Brücke von oben aus der glücklichen Vergangenheit in eine Zukunft, die es wieder sein wird. Das ist nicht Leichtfertigkeit, es ist vielmehr Weisheit, das erhalten zu wollen, was reizvolle Pariser Eigenart ist.

Olga Obry in „Frauengewerbe".

Frauenhilfsdienst in England

Von den vier Millionen Frauen, die in Großbritannien in der Wehrmacht oder sonst kriegswichtigen Hilfsdienst leisten, gehören nicht weniger als eine halbe Million der wichtigsten und auf freiwilliger Basis aufgebauten Organisation „Womans Voluntary Service for Civil Defence" (W. V. S.) an, wohl der größten derartigen Organisation der Welt. Aus den Angaben eines Artikels der „N. Z. Z." entnehmen wir:

Die in London stationierte Oberleitung des W. V. S. untersteht direkt dem Ministerium für die innere Sicherheit, im übrigen bestehen Bezirksverwaltungen, deren Kosten die Lokalbehörden tragen. Die Arbeit der Organisation besteht darin, Aktionen wie passiver Luftschutz, der freiwilligen Krankenpflege, der Evakuation usw. die nötigen freiwilligen Hilfskräfte zuzuführen. So haben beispielsweise 700 Automobilistinnen des W. V. S. im September 1939 die Evakuation der großen Londoner Krankenhäuser durchgeführt und zwar mit ihren eigenen Wagen.

Direkt für die Wehrmacht tätig, ihr unterstellt und von ihr uniformiert und besoldet, sind die Angehörigen des der Flotte, dem Landheer und der Luftflotte angegliederten Hilfsdienstes. Diese Frauen besorgen alle Verwaltungsarbeiten, Transportaufgaben, Entzifferungen usw. und befreit dadurch die Männer für den Waffendienst. Sie haben ihre eigenen weiblichen Offiziere.

Eine dritte Gruppe bildet die „Womans Land Army", deren Mitglieder nach einer dreimonatigen Ausbildungszeit den Bauern zur Hilfe beigegeben werden gegen einen gewissen Lohn. Zu diesem Dienst haben sich sehr viel weniger

---

rasch einging. Perthes gelang es aber, Napoleons Verordnungen zum Trotz, die Büchereinfuhr nach Hamburg ungehindert aufrechtzuerhalten. Mit unglaublicher Klugheit machte er sich das freie Meer nutzbar, um den unterjochten Deutschland die geistige Zufuhr und seinem internationalen Bücherhandel einen gewaltigen Spielraum zu verschaffen. Seine tröstliche Heiterkeit und Zuversicht leitete ein riesiger Briefwechsel durch ganz Deutschland, wie köstliche Wasseradern eine Wüste befruchten.

Freundschaft bedeutete Claudius eine ebenso edle, unversiegbare Quelle der Freude wie das Familienglück. „Freude daheim duftet noch lange wie gutes Rauchwerk in einer Schachtel."

Besonders in den schweren Kriegswirren klammert sich Claudius an seine schwärmerische, allmählich immer mehr zur Mystik neigende Frömmigkeit und hofft bis zuletzt auf einen Blick ins Uebersinnliche, auf besondere Hilfe von oben, ganz wie Lavater, der auch für ein verinnerlichtes Christentum kämpft; der Zürcher reist denn auch nach Wandsbeck, um seinen Geistesbruder ans Herz zu schließen, er ist beglückt, sein frommes Hausvaterwalten inmitten liebreizendstem Frauenvolk zu sehen.

Das Füllhorn der Hoffnung wurde Claudius nie leer. Sein freies Naturempfinden war eine unversiegbare Quelle der Freude. Unter einem Apfelbaum zu liegen und sein Herz mit unendlicher Freude zu füllen, das verstand der Wandsbecker Bote. Seine hohen Gäste führte er nach frugalem Mahl hinaus in ein kleines Wäldchen, wo eine Nachtigall schluchzte, wo der Mond seine Silberfäden spann, und die schlichte Schönheit norddeutscher Landschaft ihm innigste Gefühle löste. Deutschheit und Empfindungsfülle rühmen seine Freunde an ihm. Wandert er am taufrischen Morgen über Feld, ist ihm, die ganze Natur habe das Kommen des Schöpfers gefühlt und stehe in ihrem Feierkleid am Weg und frohlocke wie er dem Herrn entgegen. Seine Liebe gilt dem Mond. Er schreibt einen verliebten Brief an diese still glänzende Freundin. Die Sterne auch liebt er, „diese Himmelslichter sind doch wirklich wie die Augen am Menschen, offnere oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint."

Aber auch alle Kreatur muß er lieb haben. Deshalb richtet er an alle fürstlichen Jäger den Notschrei eines parforcegejagten Hirschen, klagt über Krankheit und seelische Leiden, die so manches gemaßte Geschöpf hilflos über sich ergehen lassen muß. Darum der unerwartete und irgendwie ans Herz greifende begnadete Schluß im berühmten Mondlied „Werschon' uns, Herr, mit Strafen und laß uns ruhig schlafen und unseren kranken Nachbar auch."

Wie strömt seine Herzfreude, als er sein Weib und 's Kind an ihrer Brust schlafend fand:

„Das heiß ich rechte Augenweide,
's Herz weidet sich zugleich. —
Der alles segnet, segn' auch beide,
euch liebes Schlafgesindel, euch!

So lieblich aber auch die Schöpfung und die Geschöpfe, muß man die Augen von Erde und Himmel doch wegwenden, so man das Unsichtbare finden will. Jeder muß ritterlich kämpfen, damit der Keim der Unsterblichkeit in seiner Seele nicht abstirbt. Unermüdlich müssen wir das Vollkommene suchen.

„Frage die Sonne, was sie davon hat, Tag und Nacht um die Erde zu gehen, und siehe, sie geht! Fröhlich wie'n Bräutigam, und vom Anfang bis zum Niedergang triefen ihre Fußstapfen von Segen."

Claudius kommt der größte Segen vom Lesen der Heiligen Schrift und vom Gebet. Ein viel gelesenes Schriftchen waren seine zehn Briefe an Andres. „Gott laß Dein Heil uns schauen!" Wenn er die Evangelisten liest und wieder liest, jedesmal kommt ihn wieder 's Kniebeugen an, und es ist ihm inniges Bedürfnis, von seinem frommen Erlebnis, seinem Glauben Zeugnis abzulegen. Die fingierte Form von Briefen an den lieben Andres erlaubt ihm, in persönlich warm und herzlich getönter Sprache, in leichtlesbarer, kurzer Form, ohne alles Beiwerk zunftmäßiger Theologie, sein religiöses Erleben festzuhalten. Neben den langfädigen, oft schwer befrachteten Erbauungsbüchern seines Jahrhunderts las sich Claudius leicht, und tröstlich berührte seine warme Menschenliebe, seine schlichte, herzhafte Frömmigkeit. „Gläubiges Herz" heißt die köstliche kleine Auswahl aus des Dichters gesammeltem Werk.

Ohne Wahl einfach alles von ihm zu lesen und zu verherrlichen, dürfte uns Heutigen unmöglich sein. Sein Bedürfnis, alles ganz schlicht zu sagen, macht seine Worte manchmal zu platt, künstlich volkstümelnd, wovor ihn sein ganz sicherer Geschmack bewahren konnte. Aber neben den wenigen Aschenhäufchen glimmen viel reine, köstliche Funken, die nur von einem wahrhaft weisen Manne kommen können.

So mahnt er uns immer wieder, wesentlich, sich selbst treu zu sein.

„Und wenn sie alle dich verschrein,
So wickle in dich selbst dich ein!"

Wo nach Menschenbeifall geangelt wird, da ist's nicht recht rein und richtig. Er wagt es, für seine Zeitgenossen in beängstigender Weise, ganz sich selbst zu bleiben und alle Vorurteile zu verachten, allein der Wahrheit dienend. Wie schlicht-schöne Worte findet er zum Preise der stillen Wahrheit: „sie ist reich wie die Fülle des Meers, das Wasser wird ihm nicht fehlen, wenn Deine Rosse trinken." Auch einem Riesen vergleicht er sie „Er liegt am Wege und schläft, gehe ehrerbietig und mit Zittern vorüber und klüge nicht."

„Ehrfurcht muß der Mensch haben. Das Händefallen ist eine feine äußerliche Zucht und sieht so aus, als wenn sich einer auf Gnade und Ungnade ergibt und 's Gewehr streckt. Aber das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenschlagen und Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptsache." —

Er haßt alles „Kopfrechnen über Religionsgeheimnisse", alle Ideenkrämerei, alle theologische Kannegießerei. Bedenkt man, daß die Menschen vor Gott so hoch geachtet sind, kriegt man Respekt für sich selbst und wittert Morgenluft.

„Wir brauchen jemand, der uns die Hand unter den Kopf lege, wann wir sterben sollen." Der Gedanke an den Tod hat ihm lebenslang geleitet. Wir alle kennen Schuberts ergreifende Melodie, das Zwiegespräch zwischen dem Tod und dem jungen Mädchen.

Es ist des Dichters zweiter Tochter, der zwanzigjährigen Christiane, gewidmet. Sie hat unsionst um Schonung gebeten! Nachdem die Liebliche gestorben, bäumt sich sein Vaterherz nicht auf, still ergeben und demütig dichtet er das Lied vom Sternlein am Himmel. Wie rührend echt wirkt das Gedicht „Bei dem Grabe meines Vaters!" Kein unechter Ton; schlichte Größe geht von ihm aus.

Unsere Seele gleicht dem Adler, sagt er, der die Erde nur kurz besucht, dann den Staub von den Flügeln schüttelt und zur Sonne zurückkehrt. Wie Lavater Briefe aus dem Jenseits an die Le-

Frauen gemeldet als im letzten Weltkrieg. Hingegen haben sich zahlreiche Schülerinnen höherer Schulen und Studentinnen zu freiwilligem Dienst während ihrer Ferien gemeldet.

Eine aktuelle, noch ungelöste Frage ist für England die Verwendung fachkundiger Frauen, auch in leitenden Stellungen. Es scheint, daß man bisher arbeitslose Frauen allzu willkürlich und ohne Rücksicht auf ihre speziellen Fähigkeiten gezwungen hat, irgendwelche zugewiesene Arbeit anzunehmen, z. B. in den staatlichen kriegswirtschaftlichen Betrieben, wodurch wohl die Zahl der Arbeitslosen herabgesetzt, nicht aber das Problem gelöst wurde. Dazu wirkt erschwerend mit die Tendenz, Frauen für gleichwertige und verantwortliche Arbeit geringere Löhne zu bezahlen als den Männern, und im weitern das Verbot der Anstellung von verheirateten Frauen im Staatsdienst. Es hat sich deshalb schon im Februar eine Gruppe weiblicher Abgeordneter aller Fraktionen des Unterhauses an das Schatzamt gewendet mit der Forderung, daß alle während des Krieges zu schaffenden provisorischen Staatsstellen den Frauen zugänglich sein sollen ohne Rücksicht auf ihren Zivilstand. Die Fähigkeit soll entscheiden! Es ist zu hoffen, daß die englischen Frauen, die alles zu Nutzen und Erhaltung ihres Landes zu tun bereit sind, mit gleicher Verantwortlichkeit, aber auch mit gleichen moralischen und bürgerlichen Rechten wie ihre kämpfenden Gatten und Brüder arbeiten können.

Kartoffel in jeglicher Form

Vorschläge, wie allenfalls vorhandener Ueberschuß an Kartoffeln rationell verwendet und damit hochwertig als Volksnahrung erhalten bleibt, interessieren uns Frauen, auch wenn es sich nicht um Rezepte sondern um Maßnahmen im Großen handelt. Zur Herstellung und Verwendung von

Kartoffelmehl

wird uns geschrieben:

Niemand weiß, wie lange die gute Versorgungslage dauern wird, deren wir uns heute erfreuen. Die Unsicherheit der Zeit verpflichtet uns, rechtzeitig mit Umsicht alles zu prüfen, was unsere Selbstversorgung verbessern könnte.

Die Kartoffel ist eine der wertvollsten Bodenfrüchte; sie liefert auf einer Hektar doppelt so viel Nähreinheiten als Getreide. Ihr Eiweiß hilft andere Nahrungsmittel sparen. Angesichts der großen Lücke in unserer Selbstversorgung mit Kohlehydraten ist die Ausdehnung des Kartoffelbaues in hervorragendem Maße geeignet, unsere Ernährungslage zu verbessern.

Die Frage der richtigen Verwertung ist dabei rechtzeitig abzuklären. Bei der Verfütterung der Kartoffeln an Schweine kommen dem Menschen in Form von Schweinefleisch nur rund 10 Prozent des Nährwertes der Kartoffeln zu. In Notzeiten müssen darum die Kartoffeln in erster Linie der Bevölkerung zur Verfügung gehalten werden.

Das wichtigste Mittel, um im Notfall unsere Volksernährung entscheidend zu verbessern, ist die Bereitung von sorgfältig getrocknetem Kartoffelmehl. Sein hoher Nährgehalt und die vielseitige Verwendungsmöglichkeit machen es äußerst wertvoll. Ohne Nachteile können 10 bis 20 Prozent Kartoffelmehl dem Brot beigemischt werden, das dadurch verbessert wird. (Im letzten Krieg wurden rohe, verriebene Kartoffeln unter das Brot gemischt, was mit Recht abgelehnt wurde.) Verluste durch Schwund, Fäulnis, Gefrieren werden vermieden. (Von der Ernte 1937 gingen rund 3000 Wagen im Wert von 1,8 Mill. Fr. verloren.) Lagerung und Verfrachtung kosten weniger. Ueberschüsse großer Ernten können als Kartoffelmehl für allfällige Fehljahre aufbewahrt werden. Bei Erschwerung der Einfuhr könnten durch das Kartoffelmehl gewaltige Mengen Nährstoffe in hochwertiger Form der Volksernährung zugeführt werden.

Der Kartoffelverbrauch ist in der Schweiz nicht sehr hoch, er sank in den letzten Jahren von 100 Kilogramm je Kopf auf 90 Kilogramm (in der Stadt Zürich sank er auf ungefähr 50 Kilogramm), weil andere Lebensmittel wie Teigwaren, Zucker sehr bequem und sauber im Verbrauch sind. Der Kartoffelverbrauch beträgt in Deutschland seit Jahren ungefähr 200 Kilogramm je Kopf, also das Doppelte. Durch das Kartoffelmehl, das leicht und sauber zu verarbeiten ist, kann auch ohne ausgesprochene Notzeit der Kartoffelverbrauch in unserm Land wesentlich gehoben werden, ganz besonders bei der anspruchsvollen Bevölkerung in den Städten.

Wichtig ist die sorgfältige

Zubereitung

des Kartoffelmehls. Walzentrockner, wie 1917 einige angeschafft wurden, sollen sich lediglich für Viehfutterbereitung eignen. Eine Abklärung aller einschlägigen Fragen sollten praktische Versuche ergeben. Andere Länder wissen darüber mehr als wir. Es ist staunenswert, was Deutschland unter dem Druck der Verhältnisse in den letzten Jahren geleistet hat, um durch Bereitstellung von Dauergemüsen und Dauerkartoffeln ohne große Kosten aus einem Minimum ein Maximum herauszuholen.

Wir sind beunruhigt, bei uns keinerlei Vorbereitungen für die Bereitstellung dieses wichtigen menschlichen Nahrungsmittels zu sehen. Niemand in der Schweiz, so weit wir sehen, versteht etwas von Kartoffeltrocknung für menschliche Ernährung und niemand studiert durch praktische Versuche die nötigen Apparate, obwohl wir unter Umständen schon bald außerordentlich froh wären über ganz genaue Kenntnisse auf diesem Gebiet. —

Noch im Jahre 1940 sollten ernst zu nehmende Versuche für die Bereitung von Kartoffelmehl für menschliche Ernährung durchgeführt werden. Wir halten es nicht für ausgeschlossen, daß ein Teil der stillgelegten Kartoffelbrennereien auf diesem Wege zu für das ganze Land nützlicher Arbeit kommt.

Wir lesen von Kartoffeltrocknungsapparaten, die sich genau so gut auch für Trocknen von Gemüse und Obst eignen und somit viele Monate im Jahr ausgenützt werden können. Nach unserer Auffassung sollten ohne zu zögern 1—2 leistungsfähige Apparate aus dem Ausland bezogen werden. Ziehen wir die Erfahrungen des Auslandes zu Nutzen. Die zur Abklärung nötigen Mittel werden, verglichen mit den übrigen Aufwendungen zur Sicherung unserer Unabhängigkeit, äußerst bescheiden sein.

Es muß aber nicht mehr lange diskutiert, sondern rasch gehandelt werden. Wir sehen bei andern Staaten, wie bitter es ist, wenn man von den Ereignissen überrascht wird und dann in größter Eile Unzulängliches vorkehrt.

Die maßgebenden Amtsstellen tragen eine große Verantwortung, wenn sie die uns zur Verfügung stehende Zeit nicht ausnützen. Nach unserer Auffassung führt die Pflicht, eine Verbesserung unserer Versorgung aus der eigenen Scholle nach allen Seiten zu prüfen, unweigerlich zum Ernstnehmen der Kartoffeltrocknung. Man darf aber mit den unerläßlichen Vorarbeiten nicht erst beginnen, wenn Not an den Mann kommt. F. R.

(Wir geben diese Zuschrift bekannt und bitten Hausfrauen, die allenfalls Erfahrungen mit diesem Nahrungsmittel gemacht haben, um Bekanntgabe. Red.)

Das Dörren

von Kartoffeln war früher bei Bergbauern alljährlich üblich, wie es scheint. Gibt doch im „Bund" eine Haushaltungslehrerin folgendes bekannt:

„Eine 85 Jahre alte Bergbäuerin erzählt: Im Herbst, wenn die Kartoffelernte eingebracht war, wurde sofort mit Dörren eines Teiles derselben begonnen. Wir machten zuerst Gschwellti, ließen sie ganz erkalten, schälten sie und drückten sie durch einen grobgelochten Rapser. Die grobflockige Masse wurde dann unter fleißigem Umrühren nach dem Brotbacken im Ofen gedörrt, bis sie gelblich bis bräunlich war. Nun waren wir mit Kartoffeln versorgt von einer Ernte zur andern; für den Bergbauer war dieses Dörrgut noch deshalb wertvoll, weil er es als leicht tragbaren Proviant mitnehmen konnte, wenn er zum Heuen auf den Berg stieg. Die gedörrten Kartoffeln eignen sich gleich gut für „Rösti" und Suppe; dazu werden sie nur am Abend vorher drob z'säme in kaltes Wasser eingelegt. Die Kochzeit ist sehr kurz, da die Kartoffeln schon weich sind.

Wir (in der Haushaltungsschule Bern; Red.) haben die Sache auch probiert und gute Resultate erzielt. Auf alle Fälle ist uns mit diesem alten Verfahren ein Mittel in die Hand gegeben, unsere Vorratshaltung zu bereichern, eine Möglichkeit, die unter den obwaltenden Umständen nicht ohne Wert sein dürfte." L. L.

Maria Mitchell

Astronomin und Mathematikerin.

Auf der Insel Nantucket im Atlantischen Ozean.

Am 1. Oktober 1847 abends halb elf Uhr entdeckte Maria Mitchell auf ihrer Heimatinsel durch das Teleskop einen Kometen, der später nach ihr benannt wurde. Die Priorität der Entdeckung wurde Maria auch von europäischen Astronomen, die den Kometen ebenfalls in den ersten Oktobertagen gesehen hatten und unter denen sich auch eine Frau, Frau Rümker von der Sternwarte in Hamburg, befand, sofort zuerkannt, und sie erhielt vom König von Dänemark die von ihm für den ersten durch ein Teleskop entdeckten Kometen ausgesetzte Medaille.

Maria Mitchell war damals 29 Jahre alt — sie wurde am 1. August 1818 geboren. Schon in ihrem 12. Lebensjahr hatte sie ihrem Vater bei seinen astronomischen Arbeiten geholfen und wurde später sein Assistent, der an nebelfreien und wolkenlosen Abenden selbständig das Firmament „absuchte". Jupiter und Saturn widmete sie besondere Studien, und bald galt sie in Amerika und Europa als führende Astronomin, die auf ihren Reisen von den hervorragenden Astronomen der beiden Kontinente auf das Beste empfangen und schließlich im Jahre 1865 zum Direktor des für sie gebauten Observatoriums in Vassar und zum Professor der Astronomie am Vassar College ernannt wurde. Ihre Lebenszeit — 1818 bis 1889 — fällt mit der Blütezeit ihrer Heimat zusammen. Nantucket ist noch heute eine seltsame Welt für sich. Damals muß das Eiland ein Kleinod gewesen sein.

Meilenweit breitet sich die gewellte Landschaft. Ihre Formungen werden von langgestreckten, azurblauen Teichen unterbrochen, in denen Unmengen herrlicher Seerosen blühen. Ueber der Heide, den dichten Büschen von Heiden- und Weidenröschen, dem gelben Ginster und sehr seltenen Pflanzen streifen Wildgänse und Wildenten, wilde Fasanen stelzen über die sandigen Wege, die ins Moor führen, Habichte ziehen lautlos ihre Kreise und ungewöhnlich große Eulen zeigen sich abends auf ihren Flügen. Am Horizont schlägt in mächtiger Brandung der Ozean an den einsamen Strand von Siascouset, Surfside, Madaket und Wauwinet, kleinen Dörfern, in denen heute Künstler ihre Ateliers in rosenumrankten Holzhäusern haben. Und über allem flimmert im leichten Dunst des heißen Sommers das Licht in tausend pastellnen Farben, und in gesegneten Nächten steht klar und in unendlicher Weite der Sternenhimmel über der Insel.

Von 1831 bis 1835 stand die Gemeinde Nantucket in Handel und Wandel auf ihrem Höhepunkt. Nantucket war führend im Walfang. Seine Schiffe segelten auf allen Gewässern und ankerten in allen bedeutenden Häfen der Welt. Sie schufen weltweite Beziehungen und so zog der Walfang in jenen Jahren die prächtigsten Burschen des Ortes an. Seine Schulen hatten ein besonders hohes Niveau wie überall da, wo die Quäker die ersten Siedler waren. Unter den ersten Weißen, die im Jahre 1659 auf die Insel kamen, waren auch die Vorfahren einer der größten Wegbereiterinnen des Frauenstimmrechtes, Lucretia Motts, die, ebenfalls zur Gesellschaft der Quäker gehörig, im Jahre 1793 auf Nantucket geboren wurde. Die Quäker schufen ein kulturelles und geistiges Milieu, das weit über das sonst in so kleinen weltfernen Inseln übliche hinausragte. Ihre Lebenshaltung war einfach, anspruchslos und doch großzügig. Niemand war außergewöhnlich reich, aber es scheint auch niemand auf der Insel harte Not gelitten zu haben. Eine selten reichhaltige Bibliothek, die noch heute öffentlich ist und mit der Zeit voll Schritt gehalten hat, stand den Einwohnern zur Verfügung. Maria Mitchell leitete sie fast zwanzig Jahre, nachdem sie eine kleine Privatschule aufgegeben hatte.

Maria Mitchells Eltern, beide Quäkerfamilien entstammend, waren typisch für die Bewohner Nantuckets. Ihr Vater war Autodidakt in seinem Fach und genoß als Astronom großes Ansehen.

Der Eltern Haus wird heute als Marias Geburtshaus gezeigt. Es atmet die Atmosphäre stillen Friedens, in dem geistig geschafft wurde aus Freude an der Arbeit, um der Wissenschaft willen. Es birgt die alten kleinen Teleskope, mit denen der Vater, mit denen Maria in den frühesten Jahren arbeitete und enthält eine Sammlung der seltenen Pflanzen und Vögel, die die Insel so reich machen.

Ich stehe vor den Lithographien, die Maria zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens zeigen. Sie hat das Gesicht, das so vielen Pionierinnen dieses weiten Kontinentes eigen ist. Sie hat die herben und im Alter fast wetterharten Züge der Fischer- und Schifferfrauen auf den einsamen, meerumbrandeten Inseln. Ihre hellen Augen sind fest und forschend auf ein fernes Ziel gerichtet, die Stirn ist hoch und klar und die Nase sehr energisch. Ihre Erscheinung verrät einen freien, kritischen Geist. Sie nimmt nichts als gegeben hin und fordert ihre Studentinnen in Vassar College immer wieder auf, keine wissenschaftliche Autorität aus Gewohnheit, Tradition oder Pietät anzuerkennen, sondern sich jede Erkenntnis und Kenntnis selbst zu erarbeiten.

Die Maria kannten, berichten, daß sie von kindlicher Einfachheit, in sich gekehrt und doch impulsiv war, außergewöhnlich individualistisch und doch zu aktiv, um einsam zu sein, unnahbar und doch liebevoll und mitfühlend. Sie war die geborene Forscherin. Kein Hindernis war unüberwindlich, wenn es um ihr Ziel ging. Die Erforschung der Wahrheit war ihr höchste Berufung. „Solange die Frauen sich einer Autorität beugen, werden sie sich nie entwickeln. Erst wenn ihre eigenen Forschungen ihnen Wahrheiten vermitteln, wenn Zweifel sie zu eigenen Entdeckungen führen, wird ihnen die erarbeitete Wahrheit Besitz werden und ihr Geist wird sie unbehindert zu immer neuen Höhen führen. Kann jemand die ihm eingeborene Souveränität so weit vergessen, daß er einen Führer, eine Autorität anerkennt? Außer der ersten mathematischen Formel dürfen wir nichts als gegeben annehmen."

Ueber Maria Mitchells Geburtshaus steht heute eine kleine Sternwarte, zu der das Publikum Zutritt hat. Die Direktorin sucht nachts den Himmel über der Insel ab wie Maria Mitchell es vor ihr tat. Ihr Spezialgebiet ist ein kleiner Ausschnitt der Milchstraße, die durch das moderne Teleskop Sterne in wunderbarem Glanz zeigt. Durch das Teleskop aufgenommene Photographien haben zur Entdeckung neuer Sterne und zu andern neuen astronomischen Erkenntnissen geführt. Die wissenschaftliche Arbeit, die Maria Mitchell begonnen und bis zu ihrem Tode fortgeführt hat, wird mit der gleichen unermüdlichen Hingabe, mit der gleichen Leidenschaft zur objektiven Wahrheit weiter geführt. Und das Wort, mit dem Maria ihre eigene Arbeit kennzeichnete, gilt auch heute für all jene, die in ihrem Geiste weiter schaffen: Unser Mangel an Gelegenheit war unsere Gelegenheit. Unsere Entbehrungen waren unsere Vorteile. Unsere Nöte trieben uns vorwärts. Wir sind, was wir sind, da wir wenig besaßen und viel wollen und es ist schwer zu sagen, welcher Faktor der mächtigere war.... Gertrud Baer.

Hilfe für Kinder im Kriegsgebiet

Die Not der Millionen von Flüchtlingen ist brennend. Die Aufrufe zum Helfen sind überall bei uns erlassen worden. Viele Waren und Gelder sind schon eingegangen, für die, die dessen im Lande bedürfen und für die jenseits unserer Grenzen. Ist es auch wenig, gemessen an der Größe des Elends, so soll es doch das sein, was uns zu tun irgend möglich ist.

Für die Kinder in den verschiedenen Ländern arbeitet im speziellen die „Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder", über deren Entstehung und Leistung im folgenden berichtet wird.*

M. G. Für die Gründer der Arbeitsgemeinschaft handelte es sich darum, ein alle Fürsorgebestrebungen umfassendes Werk zu schaffen, das dann auch auf die Unterstützung aller rechnen konnte und das die unschuldigsten Opfer des Krieges erfassen sollte: die Kinder. Die Arbeit geschieht Hand in Hand mit der „Union Internationale de Secours aux enfants", dem Internationalen Roten Kreuz und der während der spanischen Wirren von Quäkern begründeten Internationalen Kommission, die die Unterstützungsgelder der Regierungen zur Verfügung hat. Durch Vertreter der genannten Organisationen läßt sie sich von den Zuständen in den betreffenden Ländern unterrichten und greift ein, wo es am nötigsten ist.

Wie geht die Arbeitsgemeinschaft vor?

Beispiele: In Rumänien und in Ungarn gewährt der Staat den Flüchtlingen Unterkunft und eine bescheidene Unterstützung, die knapp für das Essen reicht. Die Unterkunftsmöglichkeiten sind verschieden. Während da und dort die Menschen privat untergebracht werden können, wird aus Ungarn von einer Fabrik berichtet, in deren feuchtem, dunklem Keller 500 Personen hausen, während in den obern Räumen die Leute dicht gedrängt wohnen, je sechs Familien in einem Zimmer von 7 Meter auf 7 Meter. Natürlich treten an einem solchen Orte leicht Krankheiten aller Art auf, und es ist Aufgabe des Roten Kreuzes und freiwilliger Hilfsorganisationen, da einzugreifen. Auch aus Litauen liegen trostlose Berichte vor, und es ist der Basler Arbeitsgemeinschaft eine Genugtuung, zu wissen, daß ein großer Teil des von ihr gesammelten Geldes für Polenkinder und den Flüchtlingskindern in Litauen zugute kommt. In Jugoslawien unterhält die Schweizerische Pro Polonia (jetzt Mitglied der Arbeitsgemeinschaft) ein Heim, in dem Kinder

* Nach einem Referat von Frau Martig-Giser im Frauenstimmrechtsverein Basel.

---

benden schrieb, so richtet Claudius Verse der Seligen an die Lebendigen, sie versichernd, daß die Abgeschiedenen nicht aufhören, die Ihren zu lieben.

Claudius' Meinung vom Staat zeigt anfangs noch den erzgeduldigen Bürger. Zur Zeit vom Sturm und Drang, da die jungen Dichter jener Epoche die Welt aus den Angeln heben möchten, als gewaltige Kraftgenies, als Kerls, die alle Ketten der Tyrannis brechen, mahnt er, über den Staat und die Obrigkeit ja nicht zu schimpfen! Er gibt zwar zu, man möchte aus der Steuermisere heraus „in ein Land flüchten, wo der Staat nicht so oft krank wird". Als dänischer Untertan spürt auch er die von Napoleon gegen England verhängte Kontinentalsperre und erhebt seine Stimme für die kleinen Neutralen: „Man könnte sagen, daß der größte und mächtigste Staat aus Interesse den kleinsten als seinesgleichen halten und respektieren sollte, um nämlich den Glauben an die Unverletzlichkeit einer höchsten Gewalt, von dem die Ruhe und Existenz aller Staaten abhängt, in Ehren aufrechtzuerhalten." Weiterhin sagt er: „Es ist etwas im Menschen, das sich vor keiner Gewalt beugt und fürchtet und durch keine Gewalt überwältigt werden kann. Es bleibt unbeschädigt und frei, wie auch die Sachen gehen und spricht der Gewalt Hohn und ist doch zugleich mild und rät zum Guten, zum Frieden."

Sein Kriegslied bei Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges erschüttert uns durch seine naive Menschlichkeit, die immer gültig bleibt.

Claudius war rasch von aller praktischen Tätigkeit angewidert, er muß seine Freunde, seinen Fürsten bitten, ihm zu sagen, in welcher Arbeit man ihn am besten brauchen könnte, er hat nur für den Bauernstand rechtes Verständnis, ja ein gut Stück Bewunderung. Er besingt ihn und seine Genügsamkeit in ganz besonders hübschen Versen. Sein Kartoffellied kommt in kargen Zeiten, in Kriegsknappheit immer wieder zu Ehren. Daß er aber auch eine Zunge für Edleres besaß, zeigt sein vielgesungenes Rheinweinlied:

„Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer,
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr."

Berühmt wurde besonders die Strophe „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben, Gesegnet sei der Rhein. Da wachsen sie am Ufer hin und geben uns diesen Labewein." Kein Gedicht von Claudius ist so viel komponiert worden wie dieses.

Claudius als Kritiker ist nur da recht genießbar, wo seine humorvollen Einfälle die Arbeit reizvoll einkleiden; spricht er aber zum Beispiel von Kant, so hat man das Gefühl, daß sein Geist dem kühnen Flug des gewaltigen Denkers nicht folgen konnte. Am liebwertesten ist er, wenn er mit Mutterwitz und nachahmenswerter Ehrlichkeit gesteht, daß er an Goethes kühnstem Werke kein Winkelmaß anlegen kann, daß er ohne Lavaters Hilfe in so vielen Menschengesichtern physiognomisch rein nichts entdecke. Wie richtig empfindet er aber: „Die Kunst ist, zu wissen, was Natur sei und dann keinem Ding der Welt zu Gefallen davon abzuweichen!"

Im Leben und Wirken dieses echten Biedermannes gibt es keine hohle Pappe, keinen brüchigen Firnis; er war unfähig einer Phrase, einer Pose, eines gestelzten Verses. Mann und Kind in ihm waren auch eins in Wesen und Werk. Könnten wir in unserer stürmischen Zeit den tiefen Seelenfrieden, die biblisch weise Einfalt aufbringen, nach seinem Ratschlag „Täglich zu singen":

„Ich danke Gott und freue mich
Wie 's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe."

Unter Napoleons Fuchtel hat Claudius Grauen und Leiden des Krieges erlebt wie wir heute; er ist nur scheinbar der Unzeitgemäße. In Wahrheit gehört er zu den treuen Begleitern, die Hölderlins Wort tröstlich wahrmachen: „Was aber bleibt, stiften die Dichter." Wer heute die Hand nach Claudius ausstreckt, dem reicht er eine Wegzehrung, die wie Brot nicht verleidet:

Dichterworte, Letztes, was ein Menschenmund auszusagen vermag über Schöpfungswunder, Herzenssehnsucht, Frommsein und Friede, Gotteskindschaft ohne Namen, — reinsten Trost der Welt.

Bücher

Ernst Kappeler: „Ein Schulmeister spricht".
Verlag Oprecht, Zürich.

Ein erfreuliches Buch in dieser trostlosen Zeit!

Alle Eltern schulpflichtiger Kinder sollten es lesen, sie werden durch die Erzählungen eines Schulmeisters Verständnis schöpfen für die häufig sehr verwickelten Zustände zwischen Kindern, Eltern und Lehrer, was eine wesentliche Vorbedingung für gute Erziehungsresultate ist

Der Schulmeister, der in dem Buche seine Erfahrungen mit den Kindern und der Umwelt in Schweizer Städten und Dörfern mitteilt, ist ein feiner Beobachter der Psyche großer und kleiner Menschen, ihm entgeht keine seelische Regung und gefährliche Klippen weiß er mit zarter Einfühlung zu umschiffen. Bei allem Ernste der Behandlung des Stoffes hat er wachen Sinn für den köstlichen Humor der vielen Kindern eigen ist, wenn man sie ihrer inneren Individualität gemäß leben läßt. Dieser köstliche Humor macht meines Erachtens den größten Reiz des Buches aus.

Es ist aber nicht nur Eltern, sondern allen angehenden Lehrkräften zur Nachachtung für ihre Erziehungsmethoden zu empfehlen, denn ein Volk, welches in der Ueberzahl Schulmeister besitzt, wie den, welchen Kappeler in seinem Buche erzählen läßt, darf sich im Interesse der kommenden Generation glücklich schätzen.

unter 12 Jahren mit ihren Müttern Unterkunft fanden. In Finnland, welchem während des Krieges Lebertran und Vitaminpräparate geschickt werden konnten, ist das Flüchtlingsproblem noch keineswegs gelöst. 450,000 Personen aus den Grenzgebieten hatten ihre Heimat verlassen. Sie wurden im Innern des Landes bei Bauern untergebracht. Mütter (z. B. Kriegswitwen, Red.) mit vielen Kindern müssen noch Fremde in Obhut nehmen und erhalten dafür ein eigenes Haus — ein sog. Großheim. (Die Erstellung eines solchen Hauses kostet 800 Dollars — der Unterhalt eines Kindes 100 Dollars jährlich.) Bestimmte Großfamilien werden mit Schweizergeld erhalten. Auf den Dächern ihrer Häuser weht als Zeichen des Dankes die Schweizerfahne.

Da sich das Komitee „Pro Finnland" mit Kriegsende aufgelöst hat, übernimmt die Arbeitsgemeinschaft in Zukunft die Sorge für seine Großfamilien — solange es ihre Mittel gestatten. Treue Weiterhilfe ist nötig — wenn auch die Ereignisse in Finnland weit zurückgetreten sind hinter all dem Schrecklichen der vergangenen Wochen. Hunderttausende von Franzosen, Belgiern, Holländern und Luxemburgern irren auf den Landstraßen Frankreichs. 12,000 Schweizerfranken sind durch die Arbeitsgemeinschaft an das Belgische Rote Kreuz überwiesen worden.

Ferner steht sie in Verbindung mit der Int. Kommission und dem Comité Catholique National, das in Paris ein Heim eröffnet hat, in dem in den kritischen Tagen täglich 3—4000 Flüchtlinge übernachteten und verpflegt wurden.

Während des spanischen Konfliktes unterhielt die Schweiz ein Heim für 200 Kinder in Ligeau bei Narbonne und eine Gebärklinik in der Nähe von Perpignan. Beide mußten bei Ausbruch des Krieges geschlossen werden, sollen aber, wenn möglich, in nächster Zeit für belgische und französische Flüchtlinge wieder eröffnet werden. — Es ist wertvoll für uns, ein eigenes Hilfswerk zu haben, indem sich Schweizer Helferinnen und Helfer freiwillig in den Dienst der Sache stellen und der Schweiz die Achtung und den Dank der benachbarten Völker erwerben. Ob und wie weit dieses Werk fortgedeihen kann, hängt hauptsächlich von den politischen Verhältnissen ab, die sich erst langsam klären.

Vergessen wir ob all dem Leid jenseits der Grenzen die Emigrantenkinder nicht, die sich bereits in unserem Land aufhalten, für die zu sorgen wir in allererster Linie verpflichtet sind. Gerade hier ist die Arbeitsgemeinschaft nun allein zuständig, sie ist den Behörden für jedes zugereiste Kind verantwortlich.

Wer helfen kann und will, möge entweder fördernd es Mitglied werden (Mindestbeitrag 5 Fr. pro Jahr), sich für eine Patenschaft melden (10 Fr. monatlich helfen ein Kind durchbringen) oder ohne Bargeld zur Verfügung zu haben, Wäsche, Leibwäsche und Bettwäsche wie auch Handtücher, oder eventuell getragene Kleider spenden.

So kann jede Frau mitwirken, nicht nur materielle Not zu lindern, sondern in den armen Heimatlosen den Glauben an das Gute, in den Verbitterten das Vertrauen zu den Mitmenschen wieder zu wecken. Und um das geht es ja im Grund für uns alle täglich — wenn wir aufbauen wollen inmitten einer einstürzenden Welt. —

Von Kursen und Tagungen

Ferienkurs des Schweiz. Frauengewerbe-Verbandes vom 25.—31. August in Buochs (Vierwaldstättersee)

Rechts- und Wirtschaftskunde, 3 Tage à 6 Stunden

Material- und Warenkunde, 3 Tage à 6 Stunden

Auskunft und Anmeldungen an die Geschäftsstelle des Frauengewerbe-Verbandes, Bern, Optingenstr. 16.

Wochenendkurs des Schweizerischen Zweiges der internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit 24. und 25. August 1940 in Zürich.

Thema:

Die Friedensfrage, ein religiöses, politisches und wirtschaftliches Problem.

Samstag, 24. August 15.30 Uhr, Gartenhofstraße 7: Referat von Sekundarlehrer R. Schümperli: „Friedensarbeit als Verhängnis oder Rettung".

20 Uhr: Pfarrer R. Lejeune (im Saal Schanzengraben 29): „Die Friedensfrage als religiöses Problem".

Sonntag, 25. August, 9.30 bis 12.30 Uhr, Gartenhofstraße 7: Dr. jur. E. Zellweger: „Die Friedensfrage als politisches Problem", Dr. A. Siemsen: „Die Friedensfrage als wirtschaftliches Problem".

14.30 Uhr, Gartenhofstraße 7: Allgemeine Aussprache.

Die Einladung ergeht an die Mitglieder der Frauenliga, die Teilnehmer am Wochenendkurs in Walchwil und andere Friedensfreunde. Anmeldungen für den Kurs werden bis spätestens 20. August erbeten an: Frau C. Ragaz, zurzeit Parpan, Graubünden.

Die Kommission.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Berufsverein Sozialarbeitender Zürich: Mitgliederabend, Donnerstag, 22. August, 19.30 Uhr, im Garten der Zentralstelle für kirchliche Gemeindearbeit, Pelikanstr. 31 (bei Regen im Saal). Vortrag von Gertrud Spörri über: Die heutige Arbeit des internationalen Roten Kreuzes. — Eingeführte Gäste willkommen.

Redaktion:
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.
Wochenchronik: Helene David, St Gallen, Tellstr 19.

Druck-Arbeiten
besorgt vorteilhaft
und gewissenhaft
Buchdruckerei Winterthur

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 ANS

Schlör und obi
Führende Qualitätsmarken!
obi APFELSAFT

Wo kauft die Frau in Zürich?

VZM-YOGHURT
Marke Axelrod seit 30 Jahren bewährt!
VZM Vereinigte Zürcher Molkereien

Mein Heim Meine Welt
bei
E. SANELLA
GEDIEGENE MÖBEL
bestellt
Universitätstr. 22
Zürich
Telephon 2 55 10

Ein Genuss
an heissen Tagen ist eine Glacé oder ein eisgekühltes Getränk aus dem Schweizer Kühlschrank
Frigomatic
Der billigste in seiner Grösse
AUTOFRIGOR A.-G. ZÜRICH

Jetzt im Sommer
eine feine, erfrischende
Glace vom Fachmann
direkt ins Haus geliefert
Konditorei Morf am Römerhof
Tel. 24.8.40 Zürich

Pyrowurst
gut und haltbar
Qualitätsvergleich überzeugen.
Pyro-Pains
der gute Brotaufstrich
OTTO RUFF / ZÜRICH
WURST- UND CONSERVEN-FABRIK

Seit 50 Jahren
schätzen die Hausfrauen
MEYER'S TEIGWAREN
wegen ihrer Güte und Ausgiebigkeit
GESCHW. MEYER, Teigwarenfabrik, Lenzburg
gegr. 1890
Ein von Frauen geleitetes Unternehmen.

Tobler Cacao
In Paketen mit der Bleiplombe
von jeher der meist verlangte Cacao

Mercerie
H. Förstler, Zürich 7
Forchstraße 31
Wolle
Handarbeiten

Wo schützen wir Speisen u. Getränke während der heißen Tage vor dem Verderben?
Im Volkskühlschrank Imber, dem Sparer für jede Haushaltung
Nutzinhalt 80 Liter Preis Fr. 125.—
Unverbindliche Besichtigung und Auskunft
in Zürich: JELMOLI S/A
in Baden: BAZAR LANG
Kühlschrankfabrik
Imber A.-G.
Haldenstraße 27
Zürich

Gerstlauer
TEA-ROOM
Bleicherweg 11-13 · Seefeldstr. 40 · Telefon 3 49 94
Bekannt für Qualitätsgebäck

Bandagen- und Sanitätsgeschäft
A. Ammann-Notz
Bandagist. Orthopädist Tel. 7 51 41
Löwenstraße 31, Zürich
Krampfadernstrümpfe nur vom Fachgeschäft

Wolle-Centrale
Marktgasse
Winterthur
Wolle
Garne
Strümpfe
Bébé-sachen
Gratis-Strickanleitung 5 % Rabatt

Hühneraugen? Versuchen Sie
PEDOPLAST
die kombinierte Packung von Hühneraugen- und Schutz-Pflastern zur Nachbehandlung, wodurch der raschen Neubildung vorgebeugt werden kann. Wasserfester Pflasterstoff, bleibt auch beim Baden haften!
Erhältl. in Apotheken, Drogerien u. Sanitätsgeschäften
VERBANDSTOFF-FABRIK ZÜRICH A.-G., ZÜRICH 8

MÄRWILER
OBST ESSIG
seit Jahren anerkannt und beliebt wegen seiner hohen Qualität. Spritfrei.

SIEGWART
Kaufen Sie die guten
„Helvetia" Konservengläser
in den einschlägigen Geschäften und Sie erhalten unsere neue Einmachbroschüre gratis
Siegwart Glas Hergiswil am See

An erster STELLE
Etter-Eoloff's Teigwaren
Fabrik gegründet 1845 in Weinfelden

Detektiv K. Lier streng diskret erstes Spez.-Büro
schafft Klarheit in Vertrauens-Ehesachen, Vaterschafts-Prozessfällen! Beobachtungen, treffsichere Heirats & Spez. Auskünfte Löwenstr. 56 b. Bahnhof, Zürich 1, Tel. 32948
a. Detektiv d. Stadt Zürich & Fremdenpolizei

P 1095 Lz